

Prolog

Sieben Jahre zuvor – Emma

Ich zündete die Kerzen an und staunte, wie sich mein Jugendzimmer in diesen romantisch magischen Ort verwandelte, der er tagsüber, wenn ich lernte und meine Hausaufgaben machte, sicher nicht war. Ich setzte mich auf die Kante meines Bettes und wartete. Tim würde jeden Moment hier sein. Ich hatte ihm heute am Strand einen winzigen Zettel zugesteckt, dass er sich abends mit mir treffen solle. Meine Eltern waren nicht da, ich würde die Haustür für ihn offenlassen und in meinem Zimmer auf ihn warten, hatte ich geschrieben. Deshalb die Kerzen, die romantische Musik und die neue Unterwäsche.

Die Türklinke knarzte, als sie von außen langsam nach unten gedrückt wurde. Dann ging die Tür vorsichtig auf und Tim steckte seinen Kopf herein.

»Hey«, sagte er vom Türrahmen aus.

»Komm rein«, erwiderte ich und winkte ihn zu mir. Er kam näher, wenn auch schüchtern und zurückhaltend.

»Ich dachte an einen romantischen Ausklang des heutigen Abends.« Ich ging auf ihn zu und schmiegte mich an ihn. Er

lächelte und strich mit seinen Fingern durch meine Haare. Ich liebte dieses Gefühl. Ich hätte mich stundenlang so von ihm lieblosen lassen können.

»Dachtest du?«, raunte er und lächelte mich an. Dann küsste er mich.

»Ich habe immer vom Strand geträumt und vom Sternenhimmel, aber ich finde, das ist in der Realität gar nicht so romantisch, wie es sich in Gedanken anfühlt«, erklärte ich ihm.

»Du hast dir den falschen Abend ausgesucht«, meinte er und löste sich von mir.

»Es ist genau der richtige Abend«, widersprach ich. »Du willst doch schon den ganzen Sommer. Und jetzt fühlt es sich richtig an. Ein Abschiedsgeschenk sozusagen.«

»Wir können es verschieben.«

»Auf nächstes Jahr?«, fragte ich entsetzt. »Sicher nicht. Ich weiß, was ich will.« Und ich wollte ihn. Seit Jahren war ich in Tim verknallt und letzten Sommer hatte es zum ersten Mal zwischen uns geknistert. Aber erst diesen Sommer hatte ich ihn für mich gewinnen können. Händchenhalten, küssen, kuscheln – das volle Programm. Nein, eben nicht das volle Programm, etwas fehlte noch, weil ich Angst gehabt hatte, weil ich mir nicht sicher gewesen war, aber das war jetzt vorbei. »Du reist morgen ab, und ich kann den Gedanken kaum ertragen, ohne dich zu sein«, gestand ich ihm.

»Du weißt, dass ich nicht nein sage, aber bist du dir wirklich sicher?«, wollte er wissen. Ich nickte und zog ihn zu mir. Ich küsste ihn. Sein Mund war so warm und so weich. Der

Gedanke, dass er morgen nicht mehr hier sein würde, schmerzte. Deshalb lenkte ich mich ab und machte mich an seiner Gürtelschnalle zu schaffen. Mehr Ermutigung schien Tim nicht zu benötigen, seine Hände fanden meine Taille und sein Mund meine Schulterbeuge. Von da an dauerte es nicht lange, bis ich rückwärts aufs Bett taumelte und mich von weichen Lippen und heißen Händen verwöhnen ließ, ohne genau zu wissen, was auf mich zukam. »Hast du was da?«, fragte er irgendwann außer Atem.

»Ja, in der Schublade.« Seine Haut glänzte im goldenen Licht der Kerzen samtig. Fast so, wie wenn er am Strand lag und die Sonne über seine Haut strich. Ich konnte kaum fassen, wie schön er war, und dass wir zusammen waren, uns liebten und es heute Nacht besiegelten. »Komm her«, hauchte ich, als er bereit war, und zog ihn zu mir.

»Bist du sicher?«, flüsterte er erneut in mein Ohr. Ich nickte und küsste ihn an all den Stellen, die ich finden konnte.

Ich blickte zur Decke. Wir waren beide außer Atem. Meine ganzen Sorgen waren umsonst gewesen. Es hatte sich grandios angefühlt. Er hatte sich grandios angefühlt. Ich drehte mich zu ihm.

Auch er sah zur Decke hoch, blickte dann aber zu mir, als er bemerkte, dass ich ihn musterte.

»Hast du es dir so vorgestellt?«, fragte er leise in den Raum, der mein Jugendzimmer war, und dem ich mich plötzlich entwachsen fühlte.

Ich schüttelte den Kopf. »Niemals. Es war viel schöner, als

ich es mir erträumt hatte.« Er lächelte und küsste mich auf die Stirn. »Und du?«, wollte ich wissen.

»Nicht mein erstes Mal. Schon vergessen?«, sagte er. Das wusste ich. Darüber hatten wir gesprochen. Und während es mich damals nicht gestört hatte, dass er Erfahrung besaß, ich es im Gegenteil sogar gut fand, weil ich es mit Sicherheit verband, dass zumindest einer von uns wusste, was zu tun war, war das plötzlich anders.

»Nein, ich meine, hat es dir auch gefallen?«, fragte ich, obwohl ich in Wahrheit wissen wollte, ob ich mit den anderen mithalten konnte. Ich hatte nie gefragt, wie viele es waren und ob ich vielleicht sogar eine von ihnen kannte. Aber ich ging davon aus, dass er von Frauen aus der Stadt sprach.

»Wie könnte es nicht. Ich liege mit der schönsten Frau der Welt im Bett«, antwortete er. Ich schüttelte den Kopf. Ich war sicher nicht die schönste Frau der Welt, auch wenn ich mich in seinen Armen definitiv so fühlte. Er lachte leise und drückte mir einen Kuss auf die Stirn.

»Wer hätte vor ein paar Wochen gedacht, dass das unser Abschied sein würde?« Ich seufzte.

»Mit mir zu schlafen?«, fragte er. Ich nickte und setzte mich auf. Wir zogen uns an. Tim küsste mich erneut und öffnete dann die Tür zum Flur.

»Ich kann es nicht fassen, dass du morgen schon gehen musst«, sagte ich.

»Der Sommer vergeht jedes Jahr viel zu schnell.«

»Schreibst du mir?«

»Jeden Tag. Versprochen.«

»Und ich kann dich besuchen. London ist nur ein paar Stunden entfernt«, schlug ich vor.

»Genau.«

»Ich liebe dich.« Auf eine kindlich naive Art, die eigentlich nicht mehr zu mir passen sollte, hoffte ich, dass er in jenem Moment auf die Knie sinken, einen Ring aus seiner Hosentasche ziehen und mich bitten würde, für immer und ewig seine Frau zu sein. Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil. Er verschwand und kehrte in keinem weiteren Sommer mehr zurück.

Kapitel 1 – Emma

Meine Augen brannten und füllten sich unfreiwillig mit Tränen, sodass ich die Zahlen am Bildschirm kaum mehr erkennen konnte. Ich lehnte mich im Bürostuhl meines Vaters zurück und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Ordnung sah anders aus. Und das sagte ich, die das Chaos-Gen sicher von ihm geerbt hatte. Die Regale waren voller Mappen, jedoch nur notdürftig beschriftet, und ich musste jede einzelne in die Hand nehmen und durchblättern, um zu verstehen, was sie enthielt. Und manchmal fand ich ganz hinten thematisch komplett andere Informationen als zu Beginn. Ich hatte also Arbeit vor mir. Ich stand von meinem Stuhl auf und trat hinaus in den Flur, der in den Gastraum des Strandcafés führte. Wie ich diese Geräusche liebte. Das dumpfe Murmeln der Gäste. Das Klirren von Besteck, das auf Porzellan traf. Vereinzelt Gelächter. In der Ferne das Rauschen des Meeres und das Kreischen der Möwen.

Hier war mein absoluter Lieblingsort. Der Gedanke, dass mein Vater das kleine Strandcafé verkaufen wollte, war so abwegig wie die Überlegung, ob sich die Sonne vielleicht doch um die Erde drehte. Seine Ankündigung hatte meine Welt

kurz stillstehen lassen und alles durcheinandergebracht, was bis dahin mein felsenfestes Fundament gewesen war.

Deshalb war ich jetzt hier. Anstatt mir einen Job zu suchen und mich nach einem interessanten Projekt umzusehen, verschaffte ich mir einen Überblick über die Zahlen, auch wenn das so gar nicht meine Stärke war. Aber ich hatte mir bei meinem Vater Zeit ausverhandelt. Zeit, das Strandcafé zu retten, die Segel neu zu setzen, irgendetwas zu verändern. Es musste eine andere Lösung für das finanzielle Dilemma geben, als den Familienbetrieb zu verkaufen. Schließlich war das Strandcafé immer der Traum meiner Eltern gewesen und für mich mein Zuhause. Wie oft hatte ich hier im Gastraum gegessen und für die Schule gelernt, während meine Mutter die Gäste bediente. Und wie oft hatte ich mich in die Küche geschlichen und mir Pommes stibitzt, die mein Vater frisch aus der Fritteuse genommen hatte. Das hier war auch mein Ort, nicht nur ihrer, und ihn zu verkaufen und wegzugeben und mich damit der Möglichkeit zu berauben, jemals wieder diese Luft atmen zu können, die nach Kuchen und Kaffee roch, nach herrlich frischen Pommes oder Pie, das konnte ich mir einfach nicht vorstellen.

Nun saß ich mitten im Chaos. Vor Kurzem hatte ich meine Masterarbeit eingereicht und war davon ausgegangen, dass mein Leben ab diesem Zeitpunkt perfekt sein würde. Keine Zeit mehr vor dem PC mit lästigem Recherchieren und Zitieren verbringen, sondern hinaus in die Welt und mich in ein Abenteuer nach dem anderen stürzen. Frische Luft,

Sonne, Wärme, Freiheit. Das war schon immer mein Traum gewesen. Stattdessen hockte ich in diesen vier Wänden, die nach Renovierung und Neuanfang schrien, und hatte keinen Plan.

»Und?« Mein Vater steckte den Kopf durch die Tür. »Was sagst du?«, wollte er wissen.

»Nicht viel«, gab ich zu. Was sollte ich auch sagen. »Du hast schon recht. Es sieht nicht gut aus.« Jetzt kam er ins Büro und trat hinter mich und blickte auf den Bildschirm.

»Die Fixkosten sind zu hoch und die Einnahmen zu niedrig«, brachte er das Dilemma auf den Punkt.

»Und warum hast du nicht früher reagiert? Warum hast du nicht früher versucht, etwas zu verändern?«, warf ich ihm vor. Den größten Posten der Fixkosten hatte ich auf dem Privatkonto meines Vaters entdeckt. Meine Studiengebühr, die Mietwohnung, das Taschengeld, alles Mittel, die sie mir überwiesen. Ich hatte nicht gewusst, dass sie eine weitere Hypothek auf das Strandcafé aufgenommen hatten, um mich zu unterstützen. Die Raten für die Bank waren aber mit den Einnahmen kaum zu begleichen. Ich könnte meinem Vater die Schuld geben, einen strategischen Fehler gemacht zu haben. Aber ich könnte mich auch an die eigene Nase fassen und überlegen, wie naiv ich gewesen war zu glauben, dass sie meine Studienkosten mit Leichtigkeit stemmten.

»Schwierig«, sagte er nur. Ich war mir nicht sicher, ob er damit auch mein Studium meinte, oder ob es eher etwas Machohaftes war, das ihn dazu antrieb, keine Hilfe zu suchen und einfach weiter in eine Sackgasse zu laufen. »Deshalb kann

es nur auf einen Verkauf hinauslaufen«, wiederholte er. Ich hatte diesen Satz inzwischen zu oft gehört und wollte ihn einfach nicht wahrhaben.

»Du hast gesagt, du gibst mir Zeit. Du hast das Ding nun über Jahre vor sich hin leiden lassen. Jetzt wirst du mir doch ein halbes Jahr geben können. Oder ein Jahr. Oder was es eben braucht«, bat ich. Ich hatte nicht vor, das Strandcafé meiner Eltern aufzugeben. Nicht nur, weil ich das Gefühl hatte, Teil des Problems zu sein. »Jetzt wo ich mit dem Studium fertig bin ...«, begann ich.

»Solltest du dir einen Job suchen. Und dich nicht an ein Unternehmen binden, das dem Untergang geweiht ist«, unterbrach mich mein Vater.

»Ich denke nicht, dass das Strandcafé untergeht. Wir können es renovieren. Wir können moderner werden. Wir müssen nur etwas verändern. Jetzt aufzugeben, jetzt, wo keine zusätzlichen Kosten mehr für mein Studium anfallen, bleibt mehr in der Kasse fürs Strandcafé. Vielleicht genügt das schon«, sagte ich.

»Das hat doch nichts mit dem Studium zu tun«, wehrte mein Vater seufzend ab. Er sah müde aus, wahrscheinlich war er das auch.

»Du solltest an deinen Ruhestand denken und Mama auch. Ihr könnt das Strandcafé nicht ewig führen. Selbst wenn es jetzt nicht in finanziellen Problemen stecken würde. Der Zeitpunkt, dass ich übernehme, wäre sowieso irgendwann gekommen.«

»Aber das ist nicht dein Traum. Das ist der Traum von

Mama und mir. Und wir wollen wirklich in Ruhestand gehen. Und jetzt ist es Zeit, uns zu lösen und der Wahrheit ins Auge zu sehen.«

»Nein. Es ist zu früh, aufzugeben. Weihnachten steht vor der Tür. Und die Herbst-Winter-Saison ist perfekt, um zu renovieren und zu sehen, ob die Veränderung etwas Positives bewirken kann.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich hab dir versprochen, dass du deine Chance bekommst. Auch wenn ich nicht begeistert bin. Du solltest irgendwo im Sand buddeln oder Löcher ausheben«, sagte er. Ich verdrehte die Augen.

»Du hast keine Ahnung, was die Inhalte eines Paläontologie-Studiums sind. Es geht nicht nur ums Löcher buddeln. Es hat mit Neugierde zu tun und den viel zu vielen Fragen, die noch offen sind, wenn es um die Geschichte der Welt geht«, belehrte ich ihn.

»Ich habe in deine Masterarbeit hineingelesen. Ich verstehe nur nicht viel davon. Ich stehe lieber in der Küche und koche. Das schätzt du doch auch. Nicht wahr?«

»Sehr«, gab ich zu. »Ehrlich gesagt könnte ich genau jetzt etwas vertragen.«

»Deshalb bin ich hier. Ich wollte dir sagen, dass das Essen fertig ist.«

An diesem Abend hatte er Chicken-Pie gekocht und dicke hausgemachte Pommes dazu. Im Hinterzimmer des Strandcafés zu essen war seit Ewigkeiten Tradition. Mein Vater hatte immer, während er für die Gäste des Cafés kochte, nebenbei

für uns gekocht. Deshalb hatte sich meine Kindheit meistens ein bisschen wie Urlaub angefühlt. Es gab rund um die Uhr Eis. Es gab jederzeit Pommes. Und auch wenn das vielleicht nicht die gesündeste Art war, groß zu werden, so war es doch eine der komfortabelsten. Ich genoss es, wie die Kruste brach, als ich den Pie aufschnitt, und wie der saftige Inhalt sich dann auf meinem Teller verteilte.

»Bist du vorangekommen?«, fragte meine Mutter und nickte Richtung Büro, das auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs lag.

»Ich weiß nicht genau. Ich habe mir einen Überblick verschafft. Mein Fazit ist, wir müssen die Einnahmen drastisch erhöhen. Und in meinen Augen können wir das nur, wenn wir renovieren und dann auf Social Media setzen. Wir brauchen eine Webseite und eine Speisekarte, die online angesehen werden kann.« Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte die letzten sechs Jahre in London verbracht. Eine Location war hipper als die andere, wobei es nach wie vor auch diese alten Pubs mit Flair gab, die ich liebte. Aber das Strandcafé war keines von beidem. Es war weder richtig alt mit diesem warmherzigen Charme, der mit Monarchie und britischer Kultur zu tun hatte, noch war es stylisch und modern. Aber das würde ich ändern. Ich wusste noch nicht genau wie, aber darüber würde ich mir morgen Gedanken machen.